

PATRICK
SENÉCAL

**DAS
GRAB
IN MIR**

Aus dem Französischen von Mandy Matz

FESTA

Die französische Originalausgabe *Le Passager*
erschien 1995 im Verlag Guy Saint-Jean.
Copyright © 2003 Éditions Alire inc. & Patrick Senécal

1. Auflage September 2016
Copyright © dieser Ausgabe 2016 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Alexander Rösch
Titelbild: Arndt Drechsler
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-500-0
eBook 978-3-86552-501-7



*Für meinen Vater und meine Mutter,
denen ich alles verdanke.*

Prolog



Der Mann hatte den ausgetretenen Pfad verlassen und sich in die Büsche geschlagen, sein Blick gleichzeitig wütend und besorgt. Schon mehrmals war er stehen geblieben, um nach seinem Sohn zu rufen, doch vom spöttischen Gezwitscher einiger Vögel abgesehen antwortete ihm lediglich Stille. Trotz dichter Vegetation stachen platt gedrückte Gräser und geknickte Zweige hervor, als seien hier schon viele Menschen langgelaufen. Dieser kaum erkennbare Weg war es auch, der den Mann zur Eile drängte.

Endlich hörte er eine Stimme, die er als die seines Sohns identifizierte. Sie kam aus einem Busch direkt vor ihm. Der Mann hielt an und lauschte einen Augenblick dem Jungen, der mit jemandem sprach: »Du hast recht. Immerhin hat es sich gelohnt.«

Der Mann ballte die Fäuste. Die Furcht in seinem Gesicht wich geballtem Zorn. Er stürzte auf den Busch zu, umrundete ihn mit einer schnellen Bewegung und schrie: »Hier bist du also! Du wirst mir ...«

Abrupt blieb er stehen, seine Augen weiteten sich vor Erstaunen. Einige Sekunden betrachtete er verblüfft die Szene, die sich ihm bot.

»Mein Gott ...«, ächzte er schließlich.

1



Die Natter streckt mir ihre Zunge entgegen.

»Die Gewalt, das Morbide, das Mysteriöse ... So etwas hat uns schon immer fasziniert«, sagt die Stimme neben mir.

Ich wende den Blick vom Gemälde ab und richte meinen Blick auf Paul. Er mustert mich mit demselben schelmischen Lächeln, das mich bereits verunsichert hat, als ich noch von ihm unterrichtet wurde. Aber bereits damals liebte ich seine sanfte, perfekt artikulierte Stimme. Jetzt, mit Anfang 60, fällt es ihm zunehmend schwer, sich an mich zu erinnern. Er braucht einen Moment, obwohl der junge Mann von 28 Jahren heute nicht wesentlich anders aussieht als der Schüler, der ich früher gewesen bin: identische Körpergröße, die gleichen kurz geschnittenen braunen Haare und winzigen braunen Augen ... ein bisschen korpulenter vielleicht.

»Mich persönlich schreckt ja eher alles ab, was mit Gewalt zu tun hat«, antworte ich.

Skeptisch hebt er den Blick, bevor er hinter dem Schreibtisch Platz nimmt.

»Jedenfalls sind die Schüler ganz verrückt danach. Wusstest du, dass es eins der Zusatzangebote ist, die am besten laufen?«

»Das überrascht mich. Literaturwissenschaftliche Kurse sind in der Regel nicht besonders beliebt ...«

»Aber Horror ist etwas Besonderes! Das spricht die jungen Leute an! Sogar du hast den Kurs vor zehn Jahren belegt, trotz deines geheuchelten Desinteresses.«

»Nein«, korrigiere ich geduldig. »Nein, das war ein Kurs über die Literatur des 19. Jahrhunderts, den du gegeben hast.«

»Ach so? Stimmt wohl ...«

Auf dieses Thema habe ich ihn schon angesprochen, als ich ins Büro gekommen bin. Langsam verstehe ich, wieso er aktuell nicht unterrichten darf. Der Ruhestand rückt für ihn unaufhaltsam näher. Es gibt eindeutige Anzeichen dafür, und mitten im Semester krankgeschrieben zu sein ist eins davon – vor allem, weil er genau genommen gar nicht krank ist ...

Er wühlt einen Moment in den Unterlagen auf dem Tisch. Ich stehe neben ihm und schaue mich um. Der Bürobereich ist fast leer. Nur noch ein weiterer Dozent sitzt etwas weiter hinten im Raum. Eine junge Frau, die während meines Studiums noch nicht hier gearbeitet hat. In Anbetracht der konzentrierten Miene, mit der sie sich in den Zettel vor ihr vertieft, scheint sie gerade eine schwierige Arbeit zu korrigieren. In ein paar Tagen werde ich es sein, der so ein Gesicht aufsetzt.

Paul murmelt etwas Unverständliches und wühlt weiter im Papierkram herum. Ich nutze die Gelegenheit, um mich erneut mit dem Bild zu beschäftigen, das über dem vorderen Regal in Pauls Büro hängt. Es zeigt einen Haufen ungleichmäßig geformter Metallstücke, aus denen sich eine Natter erhebt, die dem Betrachter stolz aufgerichtet die gegabelte Zunge präsentiert. Es ist nicht das erste Mal, dass ich im Büro meines früheren Professors auf ein ungewöhnliches Gemälde stoße. Bereits als er mich noch unterrichtet hat,

zelebrierte er diese Leidenschaft für ungewöhnliche Motive, doch dieses hier reizt mich irgendwie ganz besonders.

Paul seufzt zufrieden und hält mir ein Blatt Papier hin.
»Das ist die Leseliste für dieses Semester.«

Ich lese die Titel: *Das Bildnis des Dorian Gray* von Oscar Wilde, *Sredni Vashtar* von Saki, *Der Untergang des Hauses Usher* von Poe und *Shining* von Stephen King.

»Die von Saki und Poe sind Kurzgeschichten«, erklärt Paul. »Ich teile ihnen Kopien aus. Die anderen beiden sind Romane, die sie selbst anschaffen müssen. Wilde wurde übrigens schon gelesen, die Interpretation ist abgeschlossen. Wir haben uns als Nächstes Saki vorgenommen. Bist du mit einem der Texte vertraut?«

Ich muss gestehen, dass das nicht der Fall ist. Generell stufen die meisten Geisteswissenschaftler Horror als literarisch minderwertig ein. Er wird oft in eine Schublade mit primitiver Gebrauchsliteratur gesteckt, der man sich mit einer gewissen Herablassung nähert. Die Namen Poe und Wilde kamen einigen meiner Professoren noch über die Lippen, im Gegensatz zu Saki, der mir absolut nichts sagt. Was Stephen King angeht, so glaube ich, dass die meisten meiner Hochschuldozenten sich lieber die Hand abgeschlagen hätten, als ein Werk dieses ›Möchtegern-Literaten‹ zu behandeln. Aber es steht mir nicht zu, darüber ein ironisches Urteil zu fällen. Ich selbst hielt dieses Genre bislang für unter meiner Würde. Ein Vorurteil der Intellektuellen? Nun, das werde ich in den nächsten Wochen herausfinden ...

Und wieder verspüre ich diese Mischung aus Aufregung und Enttäuschung, die sich vor ein paar Tagen das erste Mal geregt hat. Aufregung wegen der Gewissheit, dass ich endlich an einer Studien vorbereitenden Schule, einem Cégep, unterrichten werde. Ich werde zwar nicht die Höchstzahl

von vier Kursen unterrichten, aber immerhin drei. Ein vollkommen respektabler Einstieg für jemanden, der keine Erfahrungen auf Hochschulniveau vorweisen kann. Klar, dass ich ein ehemaliger Student bin, ist sicher ein Pluspunkt für mich, aber ich glaube, auch das Bewerbungsgespräch lief ganz gut. Nachdem ich zwei Jahre lang am Gymnasium unterrichtet habe – zwei Jahre in der Hölle! Das letzte habe ich nicht mal richtig abgeschlossen ... –, begeistert mich die Vorstellung, zur Abwechslung mal richtig Literatur unterrichten zu können, nicht nur schnöde Grammatik.

Leichte Enttäuschung verspüre ich, weil ich einen Kurs in Horrorliteratur geben soll. Nicht nur, dass ich noch nie ein Buch aus diesem Genre gelesen habe, ich kenne auch nicht mehr als drei oder vier Horrorfilme, und die fand ich allesamt schlecht. Das muss an meiner Kindheit liegen, in der mich meine Eltern gezielt von düsterer oder blutrünstiger Literatur fernhielten ... nun, zumindest an einem Teil meiner Kindheit, denn meine Erinnerungen setzen erst im Alter von neun Jahren ein. Eigenartigerweise weiß ich so gut wie nichts über die Zeit davor.

Vater und Mutter haben sich die Bücher, die ich in die Finger bekam, immer sehr aufmerksam vorgenommen und systematisch die aussortiert, in denen es, wenn auch nur oberflächlich, um Gewalt und Mord ging. Diese strenge Kontrolle setzte sich fort, bis ich 14 oder 15 war, was ich total übertrieben fand. Aber es funktionierte perfekt: Seitdem habe ich mich nie für solche literarischen Genres interessiert. Bis heute. Auch wenn ich insgeheim davon träume, Musset und Zola zu unterrichten, freue ich mich darüber, den Jugendlichen diese Bücher näherzubringen, die ich selbst nicht kenne. Ich habe vier Tage Zeit, um meine Wissenslücken zu beheben.

Überhaupt will ich nicht übertrieben wählerisch sein. Nicole, eine andere Professorin, meinte heute Morgen zu mir: »Étienne, du hast jetzt einen Fuß in der Tür ...« Ein Satz, in dem jede Menge schöne Versprechungen mitschwingen. Romantiker und Naturalisten können ruhig noch ein Weilchen warten ...

»Es ist unnötig, dass du dir alles kaufst«, sagt Paul, der sich wieder seinem Durcheinander zugewendet hat. »Ich werde dir meine Exemplare leihen.«

Meine Aufmerksamkeit kehrt zu dem kleinen Bild zurück, das über dem Regal hängt. Die Natter fixiert mich weiterhin mit ihren bedrohlichen Augen. Das Eisen, aus dem ihr Kopf hervorragt, beschäftigt mich: ein formloser Haufen undefinierbarer Metallteile, unter denen ich doch einige Ketten zu erkennen glaube.

Paul drückt mir vier Bücher in die Hand, außerdem seine Notizen. Ich nehme alles entgegen, bedanke mich und verstau die Unterlagen mit nervösem Lächeln in meiner Tasche.

»Vier Tage, um alles zu lesen und meinen ersten Kurs vorzubereiten ...« Ich ahne, dass ich den Rest der Woche in meiner Wohnung verbringen werde.

»Für nächste Woche brauchst du nur die Erzählung von Saki vorzubereiten. Die Studenten sollen sie für die nächste Stunde lesen.«

Ich bedanke mich erneut und spüre, wie nervös ich bin.

»Fährst du sofort nach Montreal zurück oder isst du noch was in Drummondville?«

Das war der größte Nachteil. Ich musste drei Mal pro Woche zwischen Montreal und Drummondville pendeln. Für den Fall einer Festanstellung hatte ich bereits einen Umzug in Erwägung gezogen. Doch ehrlich gesagt wollte ich das gar nicht. Ich wohne seit fast zehn Jahren in der

Großstadt, alle meine Freunde sind dort und ich habe mich sehr an die Kinos, die Bibliotheken und das bunte Leben einer Metropole gewöhnt. Zurückzukehren in das farblose, ruhige und langweilige Drummondville käme einer Pilgerfahrt in die Wüste gleich.

»Ich esse bei meinen Eltern und mache mich heute Abend auf den Rückweg nach Montreal.«

Er rollt auf dem Stuhl zurück und verschränkt die Arme. Meine Güte, wie sehr er in den letzten zehn Jahren gealtert ist. Ich frage mich, ob er nach den Ferien überhaupt in den Dienst zurückkehren wird. Ich habe da so meine Zweifel ... Für mich bedeutet das noch mehr Arbeit. Einerseits schäme ich mich für diesen Gedanken, andererseits freue ich mich über die Perspektiven, die er mir eröffnet. Und warum auch nicht? Paul ist erschöpft, daran gibt es keinen Zweifel, er hat sich seinen Ruhestand verdient.

Als wolle er meine Überlegungen gutheißen (und sie zugleich entschuldigen), sagt er: »Auf jeden Fall sind wir sehr froh, dich bei uns zu haben, Étienne. Frisches Blut, das wird dieser Fakultät guttun! Du wirst der einzige Dozent unter 30 sein, wusstest du das?«

Die andere Dozentin hebt für einen Moment den Blick von den Klassenarbeiten und lächelt. Sie ist 29 Jahre alt. Sosehr sie auch in ihre Korrekturen vertieft ist, bekommt sie doch mit, was um sie herum geschieht.

»Stimmt, Marie-Hélène, dich hatte ich ganz vergessen.« Paul lächelt.

Marie-Hélène konzentriert sich erneut auf die Ausführungen ihrer Schüler. Ich betrachte sie eine Weile. Sie ist nicht hässlich. Nicht so schön wie Manon, aber ...

Okay, das ist jetzt wirklich nicht der richtige Moment, um an Manon zu denken!

Ich wende mich wieder Paul zu. Trotz des Lächelns überlagert ein dunkler Schatten seine Miene.

»Langsam aber sicher verschwinden die Alten ...«

Um ihn nicht merken zu lassen, dass ich mich ein wenig unwohl fühle, drehe ich den Kopf in Richtung des Gemäldes über dem Regal. Paul folgt meinem Blick.

»Schönes Bild, hm? Ich habe es aus einem Buch kopiert, das ausschließlich Themen der Fantastik behandelt.«

»Es ist speziell, durchaus. Eine Natter, die sich aus einem Haufen Ketten emporwindet ...«

Er wirkt überrascht. Eine Natter? Gut möglich. Er hat immer an eine ganz normale Schlange gedacht, aber warum nicht auch eine Natter?

Er nähert sich dem Bild und kneift die Augen zusammen.

»Aber was die Ketten angeht ... Metall, ja, aber wo zum Teufel siehst du Ketten?«

Ich betrachte das Bild erneut. Sie sind wirklich nicht gerade offensichtlich. Gleichgültig zucke ich mit den Schultern und reiche Paul die Hand zum Abschied.

»Also. Ich mach mich jetzt auf den Weg zu meinen Eltern. Sie werden mich bestimmt feiern wollen.«

2



Wie ich es mir gedacht habe, haben Mutter und Vater mir ein fürstliches Mahl zubereitet. Selbst sie, die sonst penibel auf ihre Ernährung achten, verzichten für einen Abend freiwillig aufs Kalorienzählen. Ich fand es schon immer faszinierend, mit welcher Hingabe sie auf ihre Gesundheit aufpassten.

Für mich ist das Leben eher eine Reihe von Exzessen, die es auszunutzen gilt. Aber wenn ich ehrlich bin, haben sie Erfolg. Mein Vater ist mit seinen 52 Jahren schlanker als ich und *Maman* könnte mit ihren 49 problemlos einigen meiner Freunde den Kopf verdrehen.

Als ich ihnen während des Essens meine bevorstehende Aufgabe beschreibe, wirken sie überrascht. *So was* wird am Cégep unterrichtet?

»Warum nicht? Es ist ein literarisches Genre wie jedes andere auch ...«

Weshalb fühle ich mich eigentlich so in die Defensive gedrängt? Habe ich nicht genauso reagiert, als Paul mich in meine Aufgabe einweihte?

»Aber du hast keine Ahnung davon, Étienne«, bemerkt meine Mutter. »Du hast solche Texte noch nie gelesen.«

»Mir bleiben vier Tage, um mich vorzubereiten.«

Mit einem spöttischen Lächeln füge ich hinzu: »Außer

natürlich, ihr findet, dass ich immer noch zu jung für solche Bücher bin ...«

Mein Vater lacht mit vollem Mund, Mutter bleibt ernst. Sie kann es nicht leiden, wenn ich mich über ihre Erziehungsmaßnahmen lustig mache.

»Vielleicht haben wir es ein bisschen übertrieben, Étienne, aber es war nur zu deinem Besten. Du bist ein äußerst sensibler Junge gewesen, sehr leicht zu beeinflussen.«

Und wie jedes Mal, wenn ich sie damit aufziehe, dass sie sich wie eine Glucke aufführt, bemüht sie sich mit einer ebenso bemerkenswerten wie überraschenden Leichtigkeit, das Thema zu wechseln.

»Und wie sieht dein Arbeitsplan aus?«

Ich erkläre es ihnen: drei Gruppen pro Woche, Kurse von jeweils drei Stunden, alle vormittags. Montags um neun, mittwochs um acht und freitags um neun.

»Zwei der Einheiten sind freiwillige Zusatzangebote. Aber der Kurs am Mittwoch ist verpflichtend für sämtliche Studenten, die Kunst und Literatur belegt haben. Mit denen werde ich sicher etwas mehr in die Tiefe gehen können ...«

»Um acht Uhr am Mittwochmorgen ... Da müsstest du früh aufbrechen in Montreal«, findet meine Mutter. »Wenn du dienstags lieber hier übernachten willst, bist du uns natürlich herzlich willkommen.«

»Das ist keine schlechte Idee, vielen Dank für die Einladung.«

»Du kannst auch gern öfter hier schlafen«, fügt mein Vater hinzu. »Jetzt, wo du dich von Manon getrennt hast ...«

»Einmal pro Woche, das genügt.«

Die Bemerkung platzt heftiger als geplant aus mir heraus. Schweigend wenden sie sich ihren Tellern zu. Doch meine Mutter, die vollkommen verkrampt an einem Stück Fleisch

herumsäbelt, kann es sich nicht verkneifen, mit leiser Stimme etwas hinterherzuschieben: »Es ist nicht gut, wenn du ganz allein in dieser großen Wohnung in Montreal bleibst.«

Ich esse weiter, ohne etwas zu erwidern. Das ist ein weiterer Grund, warum ich nicht öfter als einmal pro Woche hier schlafen möchte. Ich bin ihre ständigen Bemühungen leid, mich zu einer Rückkehr nach Drummondville zu überreden. Sie umsorgen mich entschieden zu übertrieben. Es stimmt schon, ich habe eine ganze Weile gebraucht, um mich von ihnen abzunabeln. Es stimmt auch, dass mir die Wohnung viel zu groß vorkommt, seit Manon vor drei Monaten ausgezogen ist. Aber trotzdem ist das hier die perfekte Gelegenheit, meinen Eltern zu beweisen, dass ich mittlerweile 28 und durchaus in der Lage bin, allein klarzukommen.

»Gut, einverstanden, dann übernachtete eben nur dienstags hier«, gibt meine Mutter nach. »Aber du kannst jederzeit zum Essen herkommen. Falls du nach deinen Kursen Lust auf einen kleinen Imbiss hast, vor der Rückfahrt nach Montreal ...«

Ich bedanke mich lächelnd, diesmal ohne spöttischen Unterton. Mein Vater legt mir die Hand auf die Schulter. »Noch mal herzlichen Glückwunsch zum neuen Job, mein Junge. Wir sind sehr stolz auf dich.«

Ich schaue die beiden an und vergesse in diesem Moment all ihre kleinen Fehler. Ich liebe sie.

3



Die Strecke zwischen Drummondville und Montreal auf der *Autoroute 20* hätte es verdient, auf dem ersten Platz der ermüdendsten Strecken des Planeten zu landen. Sie führt fast ausschließlich geradeaus, wird flankiert von flachen Feldern und eintönigen Wäldern. Die zahlreichen Abfahrten führen in kleine, absolut durchschnittliche Städtchen. Die Berge Mont Saint-Hilaire und Mont Saint-Bruno stechen aus dieser hügellosen Landschaft dermaßen hervor, dass sie sich für ihre Dreidimensionalität fast schon zu entschuldigen scheinen. Aber auch daran werde ich mich gewöhnen. Diese Landschaft, entworfen von einem uninspirierten Künstler, wird von nun an häufig an meinen Augen vorbeiziehen. Auf dem Rückweg nach Montreal komme ich nicht umhin, den Namen jeder einzelnen Ausfahrt zu lesen. Saint-Germain, Saint-Eugène, Saint-Nazaire, Sainte-Hélène, Saint-Valérien, Saint-Hyacinthe ... In zwei Wochen werde ich sie sicher auswendig runterbeten können.

Es ist der 12. Oktober und auch wenn einige Bäume bereits in ihr Herbstkleid geschlüpft sind, empfinde ich die Temperaturen weiterhin als angenehm. Ausfahrt folgt auf Ausfahrt, in unerschütterlicher Regelmäßigkeit. Sainte-Madeleine ... Mont Saint-Hilaire ... Belœil ... Es ist inzwischen 19 Uhr. Die Nacht senkt sich herab. In ungefähr einer halben Stunde

werde ich zu Hause sein, in meiner großen Fünfeinhalb-Zimmer-Wohnung. Allein. Was für eine unerfreuliche Aussicht.

Auch wenn ich mit meinen Eltern kaum darüber spreche, die letzten drei Monate waren grässlich. Seit Manon mich verlassen hat, heule ich fast jede Nacht. Ich kann nichts daran ändern. Ich lege mich frustriert ins Bett, schlafe nach 20 Minuten langsam ein und wache ein paar Stunden später mit feuchten Augen auf. Bis es dämmt, kann ich nicht wieder einschlafen. Ein wahres italienisches Melodram. Aber jetzt, wo ich einen neuen Job habe, bin ich hoffentlich zu beschäftigt, um Trübsal zu blasen, und vor allem spekuliere ich darauf, viel zu erschöpft zu sein, um von nächtlichen Weinkrämpfen heimgesucht zu werden.

Sobald ich die Wohnungstür öffne, fallen diese vernünftigen, optimistischen Gedanken jäh in sich zusammen. Die Größe und Dunkelheit der Räume überwältigt mich. Gegen meinen Willen lasse ich mich in den Sessel fallen und gebe mich dunklen und vertrauten Träumereien hin. Eine wüste Mischung aus Reue, Rachedgedanken und Unverständnis. Obwohl Manon mir versichert hat, mich nicht wegen eines anderen zu verlassen, macht sie in meiner Vorstellung Liebe mit einem Typen, der viel attraktiver ist als ich, viel freundlicher und – natürlich – der bessere Liebhaber. Selbstverständlich schreit sie in meinen Gedanken vor Lust unter dem muskulösen Körper dieses Unbekannten. Sie genießt auf eine Weise, wie sie es mit mir in sechs gemeinsamen Jahren nie genossen hat. Er macht sie schier wahnsinnig vor Lust und jeder ihrer multiplen Orgasmen ist stärker als der vorherige, während sie ihren griechischen Adonis anfleht, es ihr noch mal zu besorgen und noch mal und ...

Ich schrecke hoch. Nicht heute Abend! Ich habe zu viel zu tun! Ich beende meine Selbstkasteiung früher als sonst und öffne meine Tasche. Ich werde mit der Erzählung von Saki beginnen – *Sredni Vashtar*. Genau wie die Studenten habe ich bis Montag Zeit, mich damit zu beschäftigen. Ich betrachte das Buch in meinen Händen, eine Anthologie mit Erzählungen aus Fantasy und Horror. Worauf werde ich in dieser mir unbekanntem Welt stoßen? Auf Bluthunde? Vampire? Werwölfe? Ich lächle, schlage das Buch an der richtigen Stelle auf und beginne mit der Lektüre.

Da die Erzählung gerade mal sechs Seiten umfasst, bin ich nach wenigen Minuten fertig. Nachdem ich die letzte Zeile gelesen habe, bleibe ich einen Moment reglos sitzen, bevor ich den Band langsam zuklappe. Die Stille in der Wohnung ist erdrückend. Nur die Geräusche des Kühlschranks lassen die Luft leicht vibrieren.

Ich muss gestehen, dass mich die kurze Geschichte ziemlich fasziniert hat.

Das Thema ist recht simpel: Ein kleiner Junge von zehn Jahren wächst unter der Obhut seiner Tante auf. Da sie ihn vollkommen unter Kontrolle hat und ihm keinerlei Freiheiten lässt, lernt er schnell, sie zu hassen. Eines Tages fängt der Kleine ein Frettchen, sperrt es in einen Schuppen und vergöttert es regelrecht. Kurze Zeit später kommt die Tante seinem Geheimnis auf die Schliche. Sie beschließt, das Tier freizulassen. Vom Fenster seines Zimmers aus beobachtet das Kind, wie die Tante den Schuppen betritt. Nach einigen Minuten kommt das Frettchen heraus und huscht davon. Die Tante hingegen ist nirgends zu sehen. Zufrieden schließt der Junge das Fenster.

Das war's. Erklärt wird nichts, aber man erkennt schnell, was passiert sein muss. In der Vorstellung des Kindes ist das

Frettchen ein echter Gott geworden, ein Rache-gott. Nicht gerade originell. Und dennoch hat mir das Ganze einen Schauer über den Rücken laufen lassen. Ich drehe das Buch in den Händen hin und her und versuche eine Erklärung für diese Wirkung zu finden.

Ob die anderen Geschichten einen ähnlichen Effekt auf mich haben?

Ich lese den ganzen Abend. Auch den nächsten Tag verbringe ich damit, mich in die Lektüre zu vertiefen. Tatsächlich kann ich mich erst am Samstagabend gegen 20 Uhr dazu durchringen, von den Büchern abzulassen. Ich habe die Erzählung von Poe gelesen sowie den kompletten Roman von King, *Shining*, eine Schwarte von 500 Seiten. Mein Urteil: wirklich gut. King ist kein großartiger Stilist, aber er weiß, worauf es beim Erzählen einer Geschichte ankommt. Poe empfinde ich als ziemlich verstörend. Aber trotz meiner Überraschung und meines Vergnügens habe ich bei den beiden Autoren nicht die gleiche Faszination, nicht den gleichen Nervenkitzel wie bei Saki empfunden. Ich weiß nicht, woran es liegt. Vielleicht, weil *Sredni Vashtar* die erste Geschichte dieses Genres war, die ich gelesen habe. Doch ich glaube, dass mehr dahintersteckt, auch wenn ich es noch nicht ganz greifen kann.

Das Telefon klingelt. Es ist Louis. Erwartungsgemäß schlägt er vor, meinen neuen gesellschaftlichen Status als ›Bildungsbeauftragter‹ zu feiern. Obwohl ich Lust darauf hätte, muss ich absagen. Ich bin zu kaputt und morgen früh muss ich meinen ersten Kurs vorbereiten. Louis versteht das und nimmt mir das Versprechen ab, dass aufgeschoben nicht aufgehoben ist. Ich sichere es ihm zu. Er ist mein bester Freund und soll der Erste sein, mit dem ich meinen neuen Job anständig feiere.

Meine Energie reicht noch dafür, mir einen Film auszulihen, aber nicht mehr, ihn auch bis zum Ende anzuschauen. Um drei Uhr morgens wache ich auf, nach wie vor im Sessel sitzend, mutlos, den Kopf voller Gedanken an Manon. Aber im Gegensatz zu den vorangegangenen Nächten weine ich nicht. Außerdem schlafe ich relativ schnell wieder ein. Ich hatte also recht. Die Arbeit funktioniert exzellent als Gegenmittel für die Motten, die durch meinen Verstand schwirren.

Am Sonntagmorgen beginne ich damit, den Kurs vorzubereiten. Natürlich habe ich die Aufzeichnungen von Paul, aber die sind so schlecht geschrieben und so schwer verständlich, dass ich sie bald zur Seite lege und beschließe, alles selbst zu machen. Während ich die Erzählung von Saki analysiere, glaube ich endlich zu verstehen, was mich an der kurzen Geschichte derart fasziniert hat. Das Monster aus der Geschichte ist ein zehnjähriges Kind. Zwar ist es das Frettchen, das die Tante beseitigt hat, aber es folgt dem Wunsch des Kindes. Die Thematik interessiert mich so sehr, dass ich beschließe, meine erste Unterrichtseinheit um diese Idee herum zu entwickeln.

Am Nachmittag rufen Alain und Julie an, um mich zum Abendessen einzuladen, doch genau wie bei Louis sage ich bedauernd ab.

Gegen 18 Uhr ist die Stunde perfekt ausgearbeitet. Zufrieden lese ich die Aufzeichnungen noch einmal durch. Ich bin bereit für den großen Auftritt. Um das zu feiern, beschließe ich, ins Restaurant an der Ecke zu gehen. Seit Manon mich verlassen hat, kommt mir jede Ausrede gelegen, um dort zu essen. Nicht nur, weil ich kaum kochen kann, sondern auch, weil ich vermeiden will, allein in der großen Wohnung zu hocken. Das Surren des Kühlschranks ist mir mitunter einfach unerträglich.

Draußen ist es frisch und der Himmel hat sich bereits verdunkelt. Mit den Händen in den Hosentaschen schlen-dere ich die 18. Avenue entlang in Richtung Rue Masson, als die schrille Stimme direkt hinter mir erklingt: »Vorsicht, Monsieur!« Intuitiv springe ich zur Seite und wende den Kopf. Gerade noch sehe ich einen jungen Radfahrer, der bei dem Versuch, um mich herumzufahren, die Kontrolle verliert und gegen einen kleinen weißen Zaun kracht, der den Vorgarten eines Wohnhauses umgibt. Er fällt hart, aber nicht wirklich schlimm hin. Ich gehe auf den Jungen zu, der auf dem Boden sitzt und sich mit verzerrtem Gesicht das Bein reibt.

»Hast du dir wehgetan?«

»Nein, nein, alles gut«, nuschelt der Kleine stolz durch seine Zähne.

Ich helfe ihm auf die Beine und kann mich nicht davon abhalten, mit ihm zu schimpfen. Wie kommt er bloß auf die Idee, auf dem Bürgersteig zu fahren, und dann auch noch bei diesen Lichtverhältnissen! Der Junge ist höchstens acht, neun Jahre alt und interessiert sich offenkundig kein bisschen für meine Moralpredigt. Er stellt sein Fahrrad wieder auf und flucht genervt.

»Scheiße, meine Kette ist abgesprungen!«

»Na, na, kein Grund, solche Wörter zu benutzen! Halt dein Rad gut fest, dann helf ich dir, sie wieder aufzuziehen.«

Der Junge scheint nicht gerade begeistert von der Idee zu sein, dass ihm ein alter Mann hilft, aber er fügt sich schweigend in sein Schicksal.

Ich bücke mich und streiche mit den Fingerspitzen über die Kette.

»Das Wichtigste ist, sich nicht die Hände schmutzig zu machen.«

Ich überprüfe die Kette. Ich habe das noch nie in meinem Leben gemacht, aber so schwierig wird es schon nicht sein. Tatsächlich hatte ich nie ein Fahrrad, aus dem einfachen Grund, dass ich Radfahren nicht mochte, selbst als Junge nicht. Mit zehn oder elf Jahren, als alle meine Freunde ein Bike hatten, wollte ich es selbst mal versuchen, aber der erste Sturz schockte mich so sehr, dass ich es danach bleiben ließ. Meine Eltern bestanden nie darauf, dass ich dieses Trauma überwinde. Erst vor zwei oder drei Jahren habe ich mich dann dazu durchgerungen, probeweise auf das Fahrrad von Louis zu steigen – eine Erfahrung, auf die ich auch gern hätte verzichten können. Eine eigenartige Angst, undefinierbar ...

Ich muss einige Sekunden bewegungslos mit der Kette in den Händen dagestanden haben, denn ein ungeduldiger Ausruf des Jungen reißt mich aus den Gedanken.

»Wissen Sie etwa gar nicht, wie das geht?«

Ich beruhige ihn und schaffe es auf Anhieb, die Kette aufs Zahnrad zu bringen. Anschließend fordere ich den Jungen auf, das Hinterrad anzuheben, was ihm ohne Schwierigkeiten gelingt. Mit der rechten Hand kurbele ich an einem der Pedale. Erst gibt die Kette ein knirschendes Geräusch von sich, doch dann rastet sie perfekt ein.

»Danke, Monsieur ...«

Ich drehe weiter am Pedal, die Augen auf die Kette gerichtet. Sie dreht sich immer schneller und gibt dabei einen leisen, metallischen Ton von sich, ein hypnotisierendes *Klick-klick-klick-klick* ...

»Alles in Ordnung, Monsieur, ich glaube, Sie haben es repariert.«

Ich lasse das Pedal los und erhebe mich rasch, als habe er mich bei einer Dummheit erwischt. Ich lächle den Jungen dümmlich an. Er starrt ungeniert zurück.

»Danke«, wiederholt er ohne sonderliche Begeisterung.

»Ach, dafür nicht.«

Offenbar sehe ich komisch aus, denn er gafft mich noch einige Sekunden an, bevor er weiterfährt. Ich schaue ihm noch lange hinterher, bevor ich die Hände gegeneinander reibe. Irgendwie fühle ich mich unwohl. Habe ich mir zum Ende der Woche hin doch zu viel Arbeit aufgehalst?

Nachdenklich setze ich meinen Weg zum Restaurant fort.

4



Mein erster Kurs läuft wirklich prima. Die Studenten begegnen mir anfangs mit einer gewissen Skepsis, aber das ist ja verständlich. Schließlich springe ich kurzfristig als Ersatz für einen Professor ein, der sie seit acht Wochen unterrichtet, und ich weiß, dass Paul als Dozent von seinen Schülern sehr geschätzt wird. Außerdem wird ein Lehrer in der Regel anhand der ersten zehn Minuten beurteilt. Wenn man gleich zu Beginn einen Fehler macht, war's das für das gesamte Semester. Ich lasse es deshalb ruhig angehen, gebe mich natürlich, versuche gar nicht erst, einen auf cool und verständnisvoll zu machen. Je weiter die Stunde voranschreitet, desto mehr spüre ich, wie sie sich entspannen, bis auch meine eigene Nervosität – die ich geschickt kaschiere – noch vor Ende der ersten Stunde fast vollständig verschwunden ist.

Als wir aus der Pause zurückkommen, reden wir über die Erzählung von Saki, die alle Studenten bis heute lesen sollten.

»Wie wird eurer Einschätzung nach die Angst in dieser Geschichte erzeugt?«

Wie ich erwartet hatte, antwortet niemand. Es ist gar nicht so leicht, eine Klasse zur Teilnahme zu ermutigen. Manche nehmen es nicht ernst, andere sind zu schüchtern, wieder andere wissen schlicht überhaupt nicht, was sie antworten

sollen. Ich bohre ein bisschen nach und zwei, drei Mutige machen schließlich ein paar Vorschläge.

Ich höre zu, pflichte bei und trage meine etwas ausgefeiltere Hypothese vor: »Unsere grundlegenden Werte zu erschüttern ist ein Mittel, Horror zu erzeugen. Die Werte, die hier infrage gestellt werden, sind jene der Kindheit, also Reinheit und Unschuld. Wir wollen nicht wahrhaben, dass Kinder für Abscheulichkeiten verantwortlich sein können, und das auch noch freiwillig. Da ist es völlig klar, dass uns eine Erzählung wie die von Saki erschreckt, die exakt das Gegenteil aufzeigt.«

»Das ist ein häufiges Thema«, erklingt eine weibliche Stimme.

Sie gehört einer Studentin, die bisher noch kein Wort gesagt hat, die ich aber seit Beginn der Stunde als ausgesprochen aufmerksam wahrgenommen habe. Ich bitte sie, den Gedanken genauer auszuführen, was sie mit einer gewissen Überheblichkeit tut.

»Autoren, die sich dem Horror verschrieben haben, tun so etwas oft. Kinder in beängstigende Situationen stürzen. Das ist wirksam. Für mich ist das jedenfalls immer ein echter *Horrortrip*.«

Vereinzeltes Gelächter. Ich schwanke ein bisschen. Ich habe absolut keine Ahnung, ob das Thema der Kindheit in der Fantastik hoch im Kurs steht. Da ich meine Lücken aber nicht gerade in der ersten Unterrichtsstunde eingestehen will, begnüge ich mich mit einem einfachen »Ja, ja, absolut«, während ich dümmlich mit dem Kopf nicke. Und plötzlich, eher unbewusst, füge ich mit fester Stimme hinzu: »In den nächsten Wochen werden wir uns weitere Geschichten ansehen, die dieses Thema behandeln, wenn ihr keine Einwände habt.«

Wo treibt mich mein Enthusiasmus da nur hin? Doch sofort folgen zustimmende Ausrufe der Studenten, die mich in meinem Vorhaben bekräftigen.

Jetzt muss ich nur noch die passende Lektüre finden.

5



Nach dem Unterricht gehe ich ins Büro und esse mit den neuen Kollegen, die sich erkundigen, wie meine Premiere gelaufen ist. Sympathisch, nicht so arrogant, wie ich dachte. Es sind sogar zwei unter ihnen, die mich früher unterrichtet haben. Ihrer Einschätzung zufolge war ich ein vorbildlicher und extrem brillanter Schüler. Ich finde allerdings, sie übertreiben ein bisschen.

Ich arbeite gut zwei Stunden lang in meinem Büro, danach telefoniere ich mit Paul. Nachdem ich ihm versichert habe, dass alles gut geklappt hat, frage ich ihn, ob er mir weitere Horrorerzählungen heraussuchen kann, in denen Kinder die Hauptrolle spielen.

»Kinder?«

»Das ist ein interessantes Thema, oder? Ich habe Lust, das in den nächsten Wochen noch ein wenig ausführlicher zu behandeln. Das greift zwar in deine eigentliche Planung ein, aber ...«

Paul stößt sein kleines, wahnsinniges Lachen aus.

»Und schon bist du angefixt, was, Étienne? Die Leidenschaft für das Fantastische hat dich schon in ihrem Netz! Ach, was red ich da, in ihren Klauen hat sie dich!«

Um ihm eine Freude zu bereiten, stimme ich ihm mit einem verstohlenen Grinsen zu. Er verspricht mir, in den

nächsten zwei, drei Tagen einige Texte herauszusuchen und sie mir ins Cégep zu bringen.

Da meine Eltern alles über meinen ersten Kurs erfahren wollen, beschließe ich, sie zu Hause zu besuchen. Natürlich bestehen sie darauf, dass ich zum Abendessen bleibe, und ich lasse mich nur zu gern überreden. So kommt es, dass ich mich, als ich gegen 20 Uhr den Heimweg antrete, gut, zufrieden und beinahe glücklich fühle. An die große, leere und deprimierende Wohnung, die mich erwartet, verschwende ich kaum einen Gedanken.

Vielmehr grüble ich über die amüsierte Bemerkung von Paul nach, ich hätte mich zu einem Liebhaber der Fantastik entwickelt. Das geht natürlich ein bisschen zu weit, aber ich kann ein gewisses Interesse nicht leugnen. Ich hätte mich damit begnügen können, den Fahrplan einzuhalten, den Paul zusammengestellt hat. Stattdessen richte ich den Kurs auf ein konkretes Thema aus, das ich selbst gewählt habe. Gar nicht schlecht für einen Anfänger.

Es ist jetzt vollkommen dunkel. In weniger als zwei Wochen werden die Uhren umgestellt und die Nacht wird noch früher hereinbrechen. Die Vorstellung macht mich ein bisschen melancholisch. Ich bin bereits seit einer Viertelstunde unterwegs, als ich feststelle, dass mein Tank fast leer ist. Ich muss mich schleunigst daran gewöhnen, dass ich jetzt längere Strecken zurücklege.

Ich nehme die erste Ausfahrt, die sich anbietet: Saint-Nazaire. Irgendwie klingt der Name ein bisschen lächerlich. Saint-Nazaire. Allerdings bin ich noch nie hier gewesen. Vielleicht ist das Örtchen ja sogar ganz hübsch.

Ich überquere das Viadukt, das über die Autoroute führt. Saint-Nazaire.

Ich fahre auf einer ruhigen Straße, die von mehreren

Laternen beleuchtet wird. Das Dorf liegt noch einige Kilometer entfernt.

Saint-Nazaire.

Nein, dieser Name sagt mir wirklich nichts. Es klingt wie ein Code, der eine geheime Bedeutung enthält, die ich kennen müsste, die sich mir aber entzieht.

Vor mir hört ein roter Blinker nicht auf, mir zuzuzwinkern, und kündigt eine Kreuzung an. Ich bremsen. Ich kann entweder geradeaus weiterfahren oder nach rechts abbiegen. Dort erwartet mich plattes Land, die absolute Dunkelheit, kein einziges Haus weit und breit. Kurz gesagt, es ist die schlechteste Wahl für jemanden, der eine Tankstelle sucht.

Trotzdem ist es die Richtung, für die ich mich entscheide.

Kaum kurble ich am Lenkrad, trete ich abrupt auf die Bremse. Was soll mir das bringen? Glaube ich wirklich, dass ich hier mitten auf dem Land eine Tankstelle finde? Ein paar Bauernhöfe allenfalls und einige Fahrräder.

Einige Fahrräder?

Hinter mir hupt jemand und ich zucke zusammen. Ein ungeduldiger Autofahrer. Nervös trete ich aufs Gas und mein Auto vollendet die Bewegung, zu der es einige Momente zuvor bereits angesetzt hat. Ich biege rechts ab.

Kaum bin ich losgefahren, beschimpfe ich mich selbst als Idioten. Hier werde ich niemals Benzin finden, so viel steht fest. Wie zur Bestätigung beschränkt sich der Ausblick zu beiden Seiten meines Autos auf Düsternis, Felder und – sieh da! – einen Bauernhof, an dem ich prompt vorbeifahre. Kein anderes Fahrzeug kommt mir entgegen. Und die Straße vor mir führt ins Nichts.

Nach einer oder zwei Minuten halte ich seufzend an. Es ist unnötig, weiterzufahren und Zeit zu verschwenden. Ich werde umkehren und ...

Als ich ein schwaches, metallisches Geräusch höre, spitze ich die Ohren. Es kommt von draußen. Ob es am Motor liegt?

Ich vergewissere mich, dass weder von hinten noch von vorn Verkehr kommt, und steige aus. Ich bilde mir ein, das Geräusch noch einmal zu hören, diesmal von weiter weg. Ich könnte mich jetzt entspannen und mir sagen, dass mich das Geräusch nichts angeht. Doch ich möchte wissen, was dahintersteckt. Nachdem ich den Motor abgestellt habe, laufe ich los.

Der Wind ist recht frisch und ein Schauer läuft mir über den Rücken. Das Standlicht reicht etwa 50 Meter weit, dahinter herrscht totale Finsternis. Sie verschlingt alles. Und still ist es. Denn das Geräusch ist weg.

Ich drehe mich um. Weit in der Ferne blinkt unaufhörlich ein winziger roter Punkt, kaum größer als ein Stecknadelkopf. Das Warnsignal an der Kreuzung.

Mit den Händen in den Taschen schaue ich mich um. Das Land. Die Nacht. Die einsame Straße. Und die Stille. Lauter als das metallische Geräusch.

Doch was will ich hier?

Wütend auf mich selbst öffne ich die Autotür. Im selben Moment kehrt aus der Ferne das Geräusch zurück. Ich bleibe bewegungslos stehen und lausche angestrengt. Es klingt wie eine regelmäßige, aber schlecht gepflegte Mechanik – ein Ton, den ich erst vor Kurzem gehört habe ...

... *klick-klick-klick-klick* ...

Ich mache einige Schritte vorwärts und stehe mitten im Licht der Scheinwerfer. Ich kann das Geräusch nach wie vor hören, aber in größerer Entfernung. Ich starre in die Nacht vor mir und erwarte den Anblick eines ... ja, was genau erwarte ich eigentlich?

Der Ton verschwindet allmählich. Wieder Stille.

Zum Teufel! Bin ich tatsächlich so übermüdet, dass mich ein simples Geräusch derart aus der Fassung bringt? Leise vor mich hin schimpfend kehre ich zum Auto zurück, vollziehe eine wütende und unvorsichtige Kehrtwendung und brause mit Höchstgeschwindigkeit die Strecke bis zur Ampel zurück. In meinem Kopf glaube ich das spöttische Lachen von Paul zu hören. *Die Leidenschaft für das Fantastische hat dich schon in ihrem Netz! Ach, was red ich da, in ihren Klauen hat sie dich!* Ich kichere, als ich an der Kreuzung stoppe. So ist es, Paul, genau so ist es ...

Ich biege rechts ab, in Richtung Ortschaft, und drehe das Radio laut.

6



Ich schlafe bis 22 Uhr. Und habe einen seltsamen Traum.

Ich spaziere durch einen Wald, entlang eines schönen, sonnenbeschieneenen Weges. Die Bäume, der ausgetretene Pfad unter meinen Füßen, das alles ist mir vage vertraut. Ich schlendere ohne konkretes Ziel, ohne mich zu fragen, wonach ich suche.

Etwas ist auf dem Boden. Inmitten von Gräsern und abgebrochenen Ästen schlängelt sich eine Natter zwischen meinen Füßen. Anstatt mich zu ekeln, beuge ich mich hinunter, um sie zu packen, als ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnehme und den Kopf hebe. Vor mir, auf dem Weg, taucht ein Fahrrad auf, ein weißes Kinderfahrrad. Niemand sitzt auf dem Sattel, was mich allerdings überhaupt nicht überrascht. Es bewegt sich langsam vorwärts, begleitet vom Klicken seiner alten Kette.

... *klick-klick-klick-klick* ...

Es fährt an mir vorbei und biegt um die nächste Kurve. Ich will mich bücken, doch die Natter ist längst verschwunden.

Ein Schrei ertönt, der Schrei eines Kindes. In der Ferne, zwischen den Bäumen, sehe ich eine kleine schwarze Silhouette rennen. Die Nacht senkt sich urplötzlich und in schwindelerregender Geschwindigkeit herab. Die kleine

Silhouette flieht schreiend und ich ... ich hebe den Kopf zum mittlerweile nachtblauen Himmel, von dem Schlangen herabfallen. Sie fallen zu zehnt, zu Hunderten, zu Tausenden, während das Geschrei des Kindes anschwillt ...

Ich wache auf, nicht verängstigt, aber verwirrt. Mein Wecker zeigt drei Uhr morgens. Die übliche Zeit für meine allnächtlichen Angstzustände. Doch diesmal denke ich kaum an Manon. Zu sehr bin ich mit meinem Traum beschäftigt.

Die Müdigkeit fordert am Ende ihren Tribut. Rasch schlafe ich wieder ein.



PATRICK SENÉCAL ist einer der erfolgreichsten französischsprachigen Horror- und Thrillerautoren. Man nennt ihn den »frankokanadischen Stephen King«.

Er wurde 1967 in Drummondville, Kanada, geboren. Nach dem Literaturstudium lehrte er einige Jahre Literatur, Film und Theater. 1994 veröffentlichte er seinen ersten Roman *5150, rue*

des Ormes, der 2009 unter der Regie von Eric Tessier verfilmt wurde. Im Frühjahr 1997 wurde erstmals eines seiner Theaterstücke aufgeführt.

Bis heute sind etwa zehn Thriller von Patrick Senécal erschienen, die in seiner Heimat längst eine Millionenaufgabe überschritten haben. Erst jetzt werden seine intensiven Thriller in andere Sprachen übersetzt. Mehrere Romane wurden erfolgreich verfilmt, etwa *Sieben Tage der Rache* (*Les Sept Jours du talion*, 2002) als *7 Days*, ein US-Remake ist in Vorbereitung.

Patrick Senécal bei FESTA:

5150 – Das Haus des Wahnsinns

7 Tage der Rache

Das Grab in mir

Infos & Leseproben: www.Festa-Verlag.de

eBook-Shop: www.Festa-eBooks.de